

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Pilzkunde = Bulletin suisse de mycologie
Herausgeber: Verband Schweizerischer Vereine für Pilzkunde
Band: 83 (2005)
Heft: 3

Artikel: Wie ich zu den Pilzen Kam
Autor: Clémenton, Heinz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-935697>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie ich zu den Pilzen kam

Heinz Clémenton



Foto G. Bieri

Tulostoma brumale (Pers.: Pers.)

Als kleiner Bub war ich ein Zwaspel; sprang vom Stuhl auf den Tisch und zurück, rannte von einem Zimmer ins andere und war schwer zu bändigen. Aber meine Mutter kannte ein probates Mittel, mich zu beruhigen: Sie drückte mir ein Zoologiebuch in die Arme. Ich konnte es zwar nicht lesen, aber die vielen Abbildungen faszinierten mich. Da gab es nicht nur Hund, Katze und ein Nashorn, sondern auch viele unglaublich komische und geheimnisvolle Wesen, die ich nie gesehen hatte und die ich wohl auch nie sehen werde. Ich glaubte nicht so recht an deren Wirklichkeit, denn sie kamen mir wie Wesen aus einer andern Welt vor. Irgendwoher wusste ich, vielleicht hat es mir meine Mutter gesagt, dass alle diese Wesen so klein sein sollen, dass man sie nur mit einem starken Vergrößerungsglas sehen könne. Das faszinierte mich noch mehr, und ich blieb still und staunend in das Buch vertieft; und meine Mutter hatte ihre Ruhe.

Mein Vater war Uhrmacher. Deshalb gab es bei uns zu Hause ein Vergrößerungsglas. Ich fand es lustig, alle möglichen Dinge damit zu betrachten, und wurde nie müde, immer wieder durch das Glas zu gucken. Aber die winzigen Wesen aus einer andern Welt sah ich nie. Sie wurden immer geheimnisvoller, und mein Wunsch, sie einmal zu sehen, wuchs stetig.

Als ich ein wenig älter war, aber noch nicht zur Schule gehen musste, sprach meine Mutter einmal von Bakterien. Sie habe noch keine gesehen, denn sie seien so unvorstellbar klein, dass man sie nur mit einem Mikroskop sehen könne; und sie musste mir auch sagen, was denn ein Mikroskop sei. Sie hatte keine genaue Vorstellung von diesem Instrument, und mich interessierte, wie alles Geheimnisvolle, nun auch das Mikroskop. Ich wollte doch so gerne wissen, was das ist; und als mir eines Tages der Verdacht aufging, dass man damit vielleicht auch die mysteriösen kleinen Wesen aus der andern Welt sehen könnte, stand das Mikroskop zuoberst auf meiner Wunschliste. Meine Eltern wunderten sich und dachten wohl, das sei nichts für einen Buben, der noch nicht einmal lesen konnte.

Nun musste ich zur Schule; sie gefiel mir nur am ersten halben Tag. Welche Enttäuschung! Da gab es Hündchen und Kätzchen, Schneeflöcklein und Schneeglöcklein, aber weder Nashorn, noch winzige, geheimnisvolle Wesen aus einer andern Welt; und keine Spur eines Mikroskopes. Aber der fast tägliche Schulweg machte mich mit der weiteren Umgebung bekannt, und allmählich begann ich, auch etwas weiter in der Stadt herumzustreifen. Und so stand ich plötzlich vor dem Schaufenster des Optikers Spörri und sah es: ein echtes Mikroskop! So scheu ich auch war, ich ging in den Laden und fragte nach dem Preis, der mir prompt jede Hoffnung nahm. Aber das Mikroskop hatte sich fest und dauerhaft in mein Gedächtnis gebrannt. Es war ein crème-farbenes Mikroskop der Firma Wild. Mein Traum war crème; er dauerte Jahre.

Ich hatte nun lesen gelernt, und im Biologiebuch machte ich tiefere Bekanntschaft mit Zellen, einzelligen Tieren und Algen, mit der Zellteilung und den Chromosomen. Immer ohne Mikroskop, immer nur auf dem Papier. Dann ging ich zur Sekundarschule. Neues Fach: Biologie, damals noch Naturkunde genannt. Endlich etwas Interessantes, dachte ich. Welche Enttäuschung! Da gab es Hündchen und Kätzchen, Schneeflöcklein und Schneeglöcklein, aber weder Nashorn, noch winzi-

ge, geheimnisvolle Wesen aus einer andern Welt; und keine Spur eines Mikroskopes, keine Spur von Zellen und Chromosomen. Die Enttäuschung war so bitter, dass ich alles und jedes Interesse an der Schule verlor und beinahe aus der Sekundarschule geworfen worden wäre. Zu Hause verlangte ich immer stärker nach einem Mikroskop; und als dann ein solches in einem Spielzeugkatalog angeboten wurde, lag ich meinen Eltern ständig in den Ohren und bettelte um das Mikroskop. Endlich kauften sie es mir.

Es war ein Spielzeugmikroskop, aber, wie ich heute weiss, von recht guter Qualität, viel besser als das, was man heute in dieser Sparte angeboten bekommt. Ich machte viele Präparate. Die Zwiebelhaut zeigte mir Zellkerne, ein tiefes, unvergessliches Erlebnis. Blätter zeigten mir den Bau der Gefässbündel und der Spaltöffnungen, ein Tropfen Blut die roten Blutkörperchen. Das grüne, glitschige Zeug im Strandbad entpuppte sich als herrlich schön geformte Algen. Dann ging ich auf Objektsuche in Tümpel, Teich und Weiher. Und nun sah ich sie, die winzigen, geheimnisvollen Wesen aus einer andern Welt. Aber die Zellteilung und die Chromosomen waren immer noch nicht in Reichweite.

Inzwischen war ich alt genug geworden, dass sich meine Eltern um meine Berufswahl kümmerten. Sie abonnierten mich auf die Schweizer Jugendzeitung, die ich nie las. Aber einmal fiel mein Blick auf einen Artikel über Chemiker. Ich las ihn und beschloss Chemiker zu werden. Mein Vater erkundigte sich, wie man das anstellen soll und kam mit der Nachricht zurück, dass ich, wenn ich wirklich Chemiker werden wollte, eben weiter zur Schule müsste, diesmal ins Gymnasium... oh Schreck! Nahm denn die Qual nie ein Ende? So ging ich denn ins Gymnasium, mit einem Jahr Verspätung, weil der Englischlehrer in der Sekundarschule so schlecht war, dass ich das Englischexamen nicht bestand. Dies war mein Glück, denn das Programm des Biologieunterrichtes für dieses Jahr war genau das, was ich seit Jahren vermisste. Die allererste Biologiestunde war denn auch eine wahre Erlösung: der Lehrer erklärte die Zellteilung, und jeder Schüler konnte im Mikroskop die Chromosomen selber sehen. Endlich etwas Wichtiges. Überhaupt war das Mikroskop Zentralstück dieses Biologieunterrichtes, ausgerechnet in diesem Jahr. Ich war glücklich. Nur die andern Fächer störten dieses Glück, obwohl Chemie, Physik und Mathematik auch langsam ihre Reize entfalteten.

Der Biologieunterricht fand nur einmal pro Woche statt. Alle andern Tage musste ich ohne Mikroskop leben, obwohl ich im Technischen Zeichnen den Strahlengang im Mikroskop auf einem A2-Blatt darstellen durfte. Meine Eltern hatten bald einmal gemerkt, dass das Mikroskop nicht nur ein Modewunsch, sondern ein tiefes, echtes, lebensnotwendiges Bedürfnis war und erlaubten mir, auf ihre Kosten ein wahres, wirkliches, richtiges Mikroskop zu kaufen. Natürlich ein bescheidenes, aber doch ein richtiges. Sogar mit Ölimmersion. Und im Buchladen Voigt entdeckte ich ein wundervolles Buch: Mikrochemie der Pflanze. Da stand genau beschrieben und illustriert drin, was man wie machen musste, um bei welcher Pflanze dies und jenes zu sehen. Und, oh Wunder, es klappte! Ich sah all diese unwahrscheinlichen Sachen! Ich hatte auch gelernt, Chromosomen und andere Strukturen zu färben und machte nun meine eigenen Dauerpräparate. Bis zum Jahr 1951 hatte ich die meisten Pflanzen meiner Umgebung mikroskopiert, Stengelquerschnitte, Blattquerschnitte, Wurzelquerschnitte, Blütenstaub.

Der Biologielehrer bemerkte mein Interesse und gab mir sein Mikrotom als Leihgabe nach Hause; und er heuerte mich als Assistent in seinem Volkshochschulkurs «Mikroskopie» an. Das war im Herbst 1951. An diesem Kurs nahmen auch drei Herren vom Pilzverein Biel teil, Willy Bettschen, François Marti und Hansueli Aeberhard. Sie wollten den Gebrauch des Mikroskopes lernen, das zum Bestimmen der Pilze unentbehrlich wurde. Auch die Lamellentrama musste man kennen, und Schnitte musste man durch die Lamellen machen. Am Ende eines Kursabends gingen die drei Herren zu meinem Biologielehrer und fragten ihn, wie man Dünnschnitte macht. «Dazu braucht man ein Mikrotom, aber dieses ist gerade bei Clémentçon zu Hause», antwortete er. Darauf wurde vereinbart, dass die Herren am nächsten Mittwochnachmittag zu mir nach Hause kamen, um das Mikrotom anzusehen.

Nun, die Herren kamen und sahen. Das Mikrotom war bald taxiert und als untauglich gewertet; aber die Aufmerksamkeit der Herren fiel voll und ganz auf einen kleinen Glasbehälter, in dem sich ein kleiner Pilz befand. Es traf sich, dass ich eine Woche zuvor neue Objekte für mein Mikroskop gesucht hatte. Alle Pflanzenblätter meiner Umgebung waren bereits untersucht worden, und ich

hatte die Idee gehabt, dass Pilzblätter doch einen ganz anderen Bau haben sollten als Pflanzenblätter. Also ging ich in den nahen Wald und pflückte den nächstbesten Pilz, trug ihn nach Hause und legte ihn in eine Fixierflüssigkeit ein. In einem Glasbehälter. «Du interessierst dich für Pilze?», fragte Herr Bettschen. «Nein, nicht eigentlich, aber ich möchte seine Blätter untersuchen», antwortete ich. «So komm doch nächsten Montagabend ins Café Eintracht, so gegen acht Uhr!» Gehört, getan. Nach meinem Eintreffen, übergab mir Herr Bettschen einen Pilz mit dem Auftrag, ihn zu bestimmen. Ich hatte ja keine Ahnung, weder von der Pilzsystematik noch von der Pilzanatomie, und so nahm diese Aufgabe den ganzen Abend in Anspruch. So gegen zehn Uhr verkündete ich mein Resultat, immer noch nicht ganz sicher, ob es auch stimme: «Das ist eine Russula-Art.» Und prompt sagte dann Herr Bettschen «Ja natürlich, aber welche?» Das wusste ich nicht, aber seither bin ich bei den Pilzen geblieben.

Zwei, drei Wochen später gab Herr Bettschen einen Vortrag über die Grosseinteilung der Pilze. Auf dem Niveau Ascomyceten und Basidiomyceten; oberirdische und unterirdische; Blätterpilze und Bauchpilze. Genau was ich brauchte. Und ganz am Schluss, am Ende der Bauchpilze, sagte er: «Und da gibt es noch etwas ganz Verrücktes: Boviste auf einem Stiel. Aber die hat noch niemand gefunden.» Aber ich, der unerfahrene Neuling, erhob Einspruch: «Ich habe gestern Stielboviste gefunden; beim Pavillon.» Die Bombe schlug ein. Die paar Stielboviste, die Herr Bettschen und ich am folgenden Tag beim Pavillon sammelten, wurden an der nächsten Delegiertenversammlung gezeigt und verschwanden prompt in fremden Taschen.

Nach ein paar weiteren Monaten fand ich dann im Pilzverein die Lösung eines Rätsels, das mich seit manchen Jahren beschäftigte. Noch bevor ich zur Schule musste, gab es in Biel eine gewaltige Überschwemmung. Wir alle gingen zum See und sahen uns die Sache an. Ein paar Tage später, als sich das Wasser verzogen hatte, gingen wir wieder hin, und da sah ich ein gar so komisches Ding aus einer anderen Welt. Ich staunte es an, total verloren. Was konnte das nur sein? So tief hat sich das Bild in mein Gedächtnis eingebrannt, dass ich Jahre später im Pilzverein erkannte, dass es sich um den Gesäten Tintling handelte. Und damit hatte sich mein Interesse endgültig auf die Pilze festgelegt, und ich machte kräftig im Pilzverein Biel mit. Aber dem Pilzverein bin ich erst im Januar 1955 beigetreten. Als Gymeler war ich zu arm, um den Beitrag zu bezahlen...

So waren denn die vier Jahre von 1951 bis 1955 die Zeit meines Erwachens zur Mykologie. Aber diese Zeit brachte mir noch ein weiteres, völlig unerwartetes Erwachen. Eines Tages kündigte uns der Klassenlehrer des Gymnasiums energisch und gebieterisch an, dass wir nun alle einen Tanzkurs besuchen müssten. Keine Widerrede! Es sei bereits die entsprechende Klasse der Handelsschule angefragt worden, da mitzumachen. Denn in dieser Klasse gab es etwa gleich viele Mädchen wie in unserer Klasse Buben. Klarer Fall. Und so kam es denn, dass ich nach ein paar Wochen immer das gleiche Mädchen nach Hause begleitete. Später nicht nur nach dem Tanzkurs, sondern auch nach der Schule.

Aber was hatte das nun mit den Pilzen zu tun? Das wusste ich zunächst auch nicht, bis wir eines Tages einem Herrn begegneten, der mir von meiner Freundin als ihr Onkel vorgestellt wurde. Ich fiel aus allen Wolken: Dieser Onkel war der Herr Bettschen vom Pilzverein! Und dieser Pilzverein hatte eine Pilzhütte in Prés d'Orvin, im Jura nördlich von Biel. Nun hatte ich doppelten Grund, die Wochenenden mit dem Pilzverein in der Pilzhütte zu verbringen.

In den vier ereignisreichen, aber geldarmen Jahren von 1951 bis 1955 lernte ich nicht nur die Pilze und Herrn Bettschen, sondern auch seine Nichte besser kennen.

Wie ich bei den Pilzen blieb

Als ich im Herbst 1955 mein Biologiestudium begann, war die Wahl der Fächer an der Universität Bern noch einigermassen frei, und so entschied ich mich, ohne zu zögern, für Botanik und Zoologie als Hauptfächer, Chemie als Nebenfach und, etwas später, medizinische Bakteriologie als Zusatzfach ohne Prüfung. In dieser Menge nahm die Mykologie einen recht bescheidenen Platz ein; sie war auf eine einzige Vorlesung in einem Wintersemester beschränkt und umfasste alles in allem nur 16 Stunden. Sie brachte mir nicht viel, denn man konnte sie in Gäumann's Buch «Die Pilze» fast wortwörtlich nachlesen. Ich hatte dieses Buch schon lange vor der Pilz-Vorlesung gründlich studiert. Aber im Pilzverein Biel, später im Pilzverein Bern, fand ich eine nie versagende Quelle interessanter Blätterpilze, deren Anatomie ich dann zu Hause eifrig studierte.

Und dann geschah es! Onkel Bettchens Nichte wurde meine Frau. Am Hochzeitsfest fand ich an meinem Tischplatz eine Zeichnung aus dem Nebelspalter. Ein salopper Taugenichts mit dem Text «Das Wichtigste ist, man hat eine Frau, die arbeiten kann!» Und so war es tatsächlich. Meine Frau brachte das Geld ein als Sekretärin im Schweizerischen Serum- und Impfinstitut. Ganztätig. Und ich studierte derweil Biologie und Pilze. Erst etliche Semester später konnte ich etwas zum Unterhalt beitragen: ganze 250 Franken pro Monat. Das reichte nicht einmal für den Wohnzins. Meine Frau Ruth hat es mir jahrelang ermöglicht, bei den Pilzen zu bleiben. Danke!

Für meinen Studienabschluss machte ich keine Arbeit über Pilze, dazu fehlte die Gelegenheit an der Universität Bern. Zwar hatte mir mein Professor eine Mycelkultur von *Suillus luteus* gegeben mit dem Auftrag, deren Vitaminbedürfnisse zu studieren, aber der Pilz wuchs so langsam, dass nichts aus diesem Projekt wurde. Ich habe dann trotzdem eine Arbeit über Vitamine gemacht, aber mit Algen.

Meinem Studienabschluss folgten vier Jahre Aufenthalt in Amerika. Die ersten zwei Jahre war ich am biochemischen Institut der Universität Illinois beschäftigt, wo die Biolumineszenz gewisser Bakterien und Dinoflagellaten untersucht wurde. Mässig interessant, aber nützlich für die allgemeine biologische Ausbildung, wie sich später herausstellte. Jeden freien Augenblick habe ich im naheliegenden botanischen Institut verbracht, wo Donald P. Rogers als professioneller Mykologe tätig war. Diese Kontakte hielten mich auf der mykologischen Linie und in steter Hoffnung auf eine künftige pilzlerische Tätigkeit irgendwo in der Welt. Die nächsten zwei Jahre verbrachte ich an der Universität Missouri, im botanischen Institut, und lehrte Algenkunde. Da fand ich auch den Mykologen John E. Peterson, der sich aber ebensowenig mit Basidiomyceten beschäftigte wie D. P. Rogers. Diese zwei Jahre waren eine goldene Zeit: Der amerikanische Nationalfonds gewährte mir ausreichende Mittel, und ich verfügte über mein eigenes Elektronenmikroskop. Damals, in der Periode 1966–1968, waren die Pilze noch kaum mit diesem Instrument erforscht worden, und fast alles, was ich sah, war neu. Ich nahm Kontakt mit Alexander H. Smith von der Universität Michigan auf und widmete meine Aufmerksamkeit vor allem der Sporenwand der Blätterpilze. Auf Einladung von Herrn Smith verbrachte ich, zusammen mit meiner Familie, zwei achtwöchige Sommerperioden in der biologischen Station der Universität Michigan, wo ich nicht nur eine gründliche Einführung in die amerikanischen Blätterpilze und Röhrlinge geniessen konnte, sondern wo ich auch das Glück hatte, die Bekanntschaft von Harry Thiers, Rolf Singer und Andreas Bresinsky zu machen. Es beruhigte mich, ein Immigrationsvisum in der Tasche zu haben, auch wenn ich damit Gefahr lief, in den Vietnamkrieg geschickt zu werden.

Da kam ganz unerwartet ein Brief aus der Schweiz bei mir an: Ob mich die Stelle eines ausserordentlichen Professors für Phykologie und Mykologie an der Universität Lausanne interessieren würde? Natürlich tat sie das, und ich antwortete auch in diesem Sinn und war gefasst, zu einer Probevorlesung nach Lausanne zu reisen. Aber ich hörte nichts mehr von Lausanne, bis viele Wochen später ein weiterer Brief eintraf mit der Nachricht, ich sei dem Grand Conseil als Professor vorgeschlagen worden. Ich müsse nur noch die Bestätigung durch den Staat Waadt abwarten. Und warten musste ich, warten, warten, warten...

Inzwischen näherte sich mein Vertrag mit der Universität Missouri seinem Ende. Ich erhielt ein neues Formular, um diesen Vertrag zu verlängern; letzte Frist 15. Juni 1968, nachmittags vier Uhr. Ich zögerte natürlich, immer in der Hoffnung, vom Kanton Waadt die Bestätigung meiner Nomination zu erhalten. Am Morgen des 15. Juni hatte ich die Hoffnung aufgegeben und wollte den neuen Vertrag mit Missouri unterzeichnen und abschicken. Aber ich tat es nicht gleich. Um zwei Uhr nachmittags kam ein Brief aus Lausanne mit der offiziellen Nomination. Beinahe hätte mich die waadtländische Bedächtigkeit in eine ganz andere Laufbahn geschickt, und ich müsste darauf verzichten, heute geehrt zu werden.

(Rede anlässlich der Ernennung zum Ehrenmitglied des VSVP an der 87. Delegiertenversammlung vom Sonntag, 10. April 2005, in Locarno/TI)

(Traduction française dans le prochain numéro)